

Die Kreuzelschreiber

Die „Münchener Post“ schreibt:

Der Gipfel der Roheit.

Der sattsam bekannte „Miesbacher Anzeiger“ hat durch Roheit der Sprache bisher schon Unglaubliches geleistet, in einer seiner jüngsten Leistungen aber hat sich das von Ludwig Thoma begönnerte Blatt selbst übertroffen. In einer »Anti-arisch« überschriebenen Polemik gegen den Herausgeber der Wiener »Fackel«, Karl Kraus, finden sich diese bodenlos rohen Sätze:

»In München haben wir doch mit der Hinrichtung des Eisner und der Prügelstrafe gegen den Magnus Spinatfeld [Dr. Magnus Hirschfeld] den Nachweis geliefert, daß es uns nicht an Temperament fehlt. Die Berliner werden auch dankbar anerkennen müssen, daß wir ihnen den Landauer durchgetan haben.

Immerhin waren das nur Vorspiele zu größeren Kuren, die wir uns gelobt haben, für den Fall, daß sich die Beschnittenen bei uns noch einmal mausig machen. Dann geht's aus dem Vollen.«

Das ist der Gipfel der Roheit. Diese Leistung einfach niedriger zu hängen, genügt wohl. Höher geht die Gemeinheit wirklich nimmer.

Mit dieser Androhung der Todesstrafe gegen mich begnügt sich das bayrische Bauernblatt — in Kufstein bespeien seine Abonnenten die österreichische Grenze physisch —, weil die Prügelstrafe an mir bereits vollzogen wurde. Es weiß nämlich zu melden, daß in Wien eine anti-arische Wochenschrift, die „Fackel“, erscheine, ein früherer Journalist der Neuen Freien Presse, Sohn von fünf polnischen Juden, gibt sie heraus. Er ist sein Leben lang von Leuten, in deren Gesellschaft er sich eingedrängt hatte, geohrfeigt worden, immer schon nach einigen Wochen. Ein französischer Bänkelsänger (jener, der nicht für die Wittelsbacher, sondern für die Habsburger arbeitet) traktierte ihn »sogar mit der Hundspeitsche in einem öffentlichen Lokal«. Er sei, schließt das was die Münchener Post als Polemik bezeichnet, »der meist geprügelte Hund Österreichs, aber noch immer bissig geblieben«.

Es scheint zur Zeit in Wien keine Literaten und keine Maulschellen mehr zu geben. Bloß polnische Juden. Darum traut er sich jetzt anti-arisch aufzutreten.

Die Moral von der Geschichte ist, daß wenn der ‚Miesbacher Anzeiger‘ wirklich dadurch, daß er von Herrn Ludwig Thoma begönnet wird, mehr als eine Angelegenheit des Saustats geworden ist, jener gut täte, anstatt sich auf der Münchner Straße um meinen Gruß zu bewerben, die Hefte des ‚März‘ zurückzuziehen, in denen er meine Stellung im deutschen Geistesleben gegen weit mindern Unglimpf gehütet hat. Andernfalls, und ließe er seinen Miesbacher Anzeiger gewähren, wäre selbst eine Staatsgewalt, die gegen Morddrohungen keinen Schutz bietet, nicht imstande zu verhindern, daß von ihm nichts bliebe als das Temperament, welches er mit bayrischen Sauknechten gemein hätte, aber sein Name durchgetan und seine Ehre hingerichtet wäre.

W. Thoma

Carl Dallago, »Augustinus, Pascal und Kierkegaard«
(‚Der Brenner‘, Herausgeber Ludwig Ficker, VI. Folge, Heft 9,
Innsbruck):

Wenn ich mich noch weiter in unserer Zeit nach Menschen, deren Schrifttum ein Geistiges und Religiöses lebendig aufweist, umsehen will, um an ihrer Erkenntnis die eigene zu prüfen, wo finde ich sie?

Doch, einer ist noch da, für den wie geprägt zu sein scheint, was Kierkegaard einmal vom »Christen« sagt, nämlich: daß nach Gottes Gedanken ein Christ zu sein hieße »im Kampfe leben, als ‚Einzelner‘ im Kampfe mit dem ‚Geschlecht‘ stehen.« Karl Kraus, den ich meine, ist nun zwar Jude, seiner existenziellen Betätigung des zitierten Satzes nach aber muß er ein geistiger und religiöser Mensch sein. Wie könnte er sonst auch die Kraft finden, Jahrzehnte hindurch, als Einzelner in beständiger Steigerung, gegen die Freveltaten eines ganzen Geschlechtes anzukämpfen? Das vermag meines Erachtens nur einer, dessen Dasein im Grunde vom Geistigen und Religiösen gespeist wird. Was er als Satiriker bedeutet, kommt hier für mich kaum in Betracht. Es erscheint auch, geistig und religiös gesehen, als kein Vorzug an Kraus, daß ihm die Sprache in der Vollendung des geschriebenen Wortes so viel werden konnte, wie sie ihm geworden ist. Ein Schriftsteller, der gezwungen ist, auf dem Umweg der Satire zu sich und seiner Bestimmung zu finden, was wie Belastung aussieht, scheint aber zur Entlastung eines besonderen Sprachvermögens zu bedürfen. Mit der Erkenntnis jedoch, daß die besondere sprachliche Begabung für den Satiriker eine Notwendigkeit ist, wird geistig und religiös auch sichtbar, daß diese Notwendigkeit

einem Mangel entspringen muß, für den sein Träger als geistiger und religiöser Mensch immer wieder zu büßen, den er immer wieder zu überwinden hat. Und den Kraus erstaunlich überwunden hat, indem er als Satiriker, der von der Kunst der Sprache lebt, soweit gekommen ist, daß er (in viel höherem Sinn natürlich als es vom bloßen Intellekt aus verständlich ist) die Kunst in den Dienst des Lebens stellt, das heißt: die Kunst dem Leben untergeordnet hat, und nicht umgekehrt. —

Daß Kraus, der Künstler der Satire, dem der unmittelbare Weg nicht offen liegt, soweit gelangen konnte, daß er, wiewohl den intellektuellsten Kreisen der Großstadt entsprossen, der Presse unmittelbar nahe gerückt, und so in allernächster Nähe den geistigen Betrug erlebend, dennoch zu seinem Selbst fand und als Künstler sich von aller weltlichen Rücksicht losmachte, noch im Sichlosmachen beständig der Gefahr ausgesetzt, für gut zu halten, das Leben in den Dienst der Kunst zu stellen, weil doch auch das ein Hohes gewesen wäre im Vergleich zu der Selbstentwürdigung, die er im Sold verkommener Mächte die Kunst betreiben sah — daß er ungeachtet alles dessen heute seinem ganzen Schaffen und Wirken nach dasteht als einer, der offenkundig bestrebt ist, die Menschen einem Höhern untertan zu machen: das alles bringt mir die Gewißheit, daß Karl Kraus ein geistiger und religiöser Mensch ist, dessen Auffassung in Bezug auf das Christentum hier nicht ohne weiteres übergangen werden kann.

— — Und wenn Pascals Satz: »Die wahren Juden und die wahren Christen haben dieselbe Religion« auf einen Juden von heute bezogen werden darf, so sicher auf Kraus. Er erscheint wirklich als »der wahre Jude«, treu der Art der großen Väter, die noch nicht den Glauben an Gott für den Glauben an Presse und Börse dahingegeben hatten. An diese großen Glaubensmenschen des Alten Testaments erinnert auch sein »Gebet an die Sonne von Gibeon«. Als sicher darf auch gelten: daß, wenn Christus, wie er einst lebte und lebte, heute wieder auf Erden wandelte, ihm keinesfalls ein Mensch wie Kraus, wohl aber die Kirche feind wäre.

Doch ich habe auf Kraus noch zu verweisen als auf einen, der während des Weltkriegs das Christliche existenziell dargetan hat, soweit er es, seinen besonderen Fähigkeiten entsprechend, dartun konnte. Er hat es jedenfalls im Sinne jener Mahnung des von jeher Geistigen und Religiösen getan, die sich im Taoteking also verlautbart:

»Mit Gewalt herrschen hat schlimme Rückwirkung.

Wo Krieg war, wächst aus dem Schutt der Dorn.

Großen Heeren folgt sicher kümmerliche Zeit.«

Und heute, da die Menschheit die volle Richtigkeit dieses fernöstlichen Lehrsatzes erlebt hat (der Bauernstand, der seinen Besitz im Kriegsgebiet hatte, mehr als jeder andere, weshalb er auch den Krieg als tiefste Verabscheuen mußte), heute bringt eine unqualifizierbare Horde von bauernfängerischen Presse- und Kirchenleuten, eifrigst unterstützt

vom deutschen Freisinn, in unserem »heiligen« Land Tirol es noch fertig, über einen, der gegen den Krieg war und ist, um von den Völkern abzuwenden, was die zitierte Warnung enthält, allen Unflut einer bis auf den Grund verlogenen moralischen Entrüstung auszuschütten und ihn, der sich über diejenigen, welche das deutsche Volk ins Verderben geführt haben, ehrlich entrüstete, der Beschimpfung eben dieses Volkes zu zeihen. Wahrlich, wenn man sich die Hetzjagd vergegenwärtigt, die gegen Kraus anlässlich seiner letzten Vorlesung in Innsbruck inszeniert wurde, dann muß man staunen, wie sehr jüdische Verkommenheit in die Presse und Kirche der »Christen« eingedrungen ist, ja wie sie bei diesen in weit bedenklicherer Form auftritt als bei den Juden. Der Eroberung des Menschen im schlimmsten Sinn, seiner maschinellen Einstellung in den Weltbetrieb, der vom Intellekt ausgeheckt wurde und mit Gewalt gehalten wird, dieser Eroberung des Menschen, auf die es die jüdische Verkommenheit mit Presse und Börse abgesehen hat, hat sich Kraus von jeher mit größter Entschiedenheit und beispiellosem Wagemut entgegengestellt und so mit seinem Werk auch unvergleichlich mehr erreicht als deutscher Freisinn und »christliches« Deutschtum je zu erreichen imstande wären, auch wenn sie es redlich wollten. Doch sie können es gar nicht wollen, weil es ihnen nicht gegeben ist, das verkommene Jüdische so wahrzunehmen, wie es Kraus, der wahre Jude, wahrnimmt — er, der zum wahren Judentum zurückstrebt und so auch das wahre Christliche unvergleichlich mehr enthüllt als alle diese politischen deutschen »Christen«. Dieses Christliche an Kraus, das sich, wie gesagt, so rückhaltlos äußerte, daß es ihn auch während des Krieges existenziell gegen den Krieg sein ließ, was die Kirche und ihre Vertreter nicht von sich behaupten können — das Papstwort von der »ehrlosen Menschenschlächterei« ist wohl, als allzu förmlich gegeben, auch allzu ungehört verhallt — mag nun die Vertreter der Kirche, die aus dem Christlichen ein Kirchliches gemacht haben, als Erscheinung beunruhigen; so greift ihre Politik in der Not zum Nationalismus, als nach dem Leim, auf den heute noch die Vielen gehen (wiewohl gerade heute einzusehen wäre, daß der politische Nationalismus der Ruin der Nationen ist) und spielt Deutschtum gegen den Juden Kraus aus.

Wäre der Kirche und ihren Vertretern ernstlich darum zu tun, das Böse im Judentum zu bekämpfen, ja vermöchten sie das, müßten sie sich zur Presse als solcher, deren Wesen Kraus in der »Neuen Freien Presse« verkörpert sieht, ganz anders verhalten; eben so, wie Kraus sich zur »Neuen Freien Presse« verhält. Denn das ist ein Blatt, von verfallenem Judentum geschrieben, vom bösen Geist des

Judentums, der diese arge Welt geschaffen hat, der sie beständig aufs neue schaffen hilft und unterhält. Die Kämpfe, die die Vertreter der Kirche gegen eine solche Presse führen, von der das Publikum doch wahrlich weiß, daß sie von dieser Welt ist, sind Theaterkämpfe, durch die sie dem Publikum vortäuschen wollen, daß ihre Sache nicht von dieser Welt sei. Was aber ein im Sinne Pascals wahrer Jude schreibt, enthält ungleich mehr vom wahren Christlichen als das Kirchenchristliche je darzutun vermag. So enthalten auch die Fackelhefte ungleich mehr vom wahren Christentum als die gesamte christliche Presse, die nur eine Begleiterscheinung der Weltlichkeit der Kirche ist. Wahres Christentum wird sich nie der Presse bedienen, um sich durchzusetzen. Denn was das ewige Leben in sich trägt, buhlt nicht um die Gunst des Tages noch der Menge.

Ich sehe mir genug. Die Kirche hat den Menschen gefangen gesetzt und will sich ihn so mit allen Mitteln erhalten. Die Presse erstrebt dasselbe. Und da beide von dieser Welt sind, gehen nun beide darauf aus, dem Menschen alle Ausgänge zu verschließen, die aus dieser Welt herausführen, indem sie immerzu ein Neuordnendes hereinbringen, an das sich der Mensch verlieren soll, um nicht mehr zu sich selber zu finden. So brauchen sie ihn, um ihn handhaben zu können für ihr falsches Ansehen, für ihre falsche Position, doch für ihr richtiges Einkommen.

Und findet man in der »christlichen« Presse eine allzuarge Abscheulichkeit wie das Vorgehen gegen Kraus, und forscht man daraufhin nach dem Urheber und sagt sich, daß diese »christliche« Politik doch auf Rechnung jener zu setzen ist, denen es obliegt, die Menschheit über Christentum zu belehren, und daß, wenn diese aus dem Christentum Politik machen, die Verantwortung hiefür doch auf die Kirche fallen muß, die solche Leute als ihre Vertreter duldet, und sucht man nun diese verantwortungsbereite Kirche, so findet man sie nirgends, wo immer man sucht; aber die Erkenntnis wird einem, daß auch diese Kirche gleich der Presse eine »anonyme, vollkommen verantwortungslose, nicht faßbare Massenmacht« ist.

Und kann man nicht verstehen, wie Kraus die Häupter einer »christlichen« Bevölkerung so sehr gegen sich aufbringen konnte, daß Leute in abhängiger Stellung es nicht mehr wagen durften, sich irgendwie mit ihm einzulassen, muß man sich seiner wiederum als eines wahren Juden besinnen, an dem das wahre Christliche dem Kirchenchristlichen gegenüber allzu störend hervortritt. Dann hat man wirklich einen analogen Fall — wenn auch in weit höherem Maße — im Verhalten Christi zu den Vertretern des jüdischen Gesetzes, die Christus mit seiner das Gesetz erfüllenden Art so gegen sich aufbrachte, daß sie, wie Kierkegaard berichtet, jeden, »der sich mit seinem Zeitgenossen Christus einließ«, zum mindesten mit dem Ausschluß aus der Synagoge bestrafen.

Und fragt man sich, wie es kommt, daß gerade diese »Christen«, diese »christliche« Menschheit, im Großen und Ganzen ein so grundverdorbenes Pack ist, wird einem aus dem Evangelium also die Antwort: »Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, um einen Judengenossen zu machen; und wenn er's worden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid!« Natürlich muß es statt »Judengenossen« heute »Christengenossen« heißen, da sich unsere Schriftgelehrten und Pharisäer, also Kirche und Presse, nicht mehr auf das Alte, sondern auf das Neue Testament stützen, um sich in den Besitz dieser Welt zu setzen. Aber mit dem Besitz dieser Welt besitzt man noch nicht den Menschen, in den von jeher etwas gelegt ist, das stärker ist als diese Welt und das immer wieder zum Vorschein kommt, oft gerade dann, wenn sich dessen diese Welt — und mit ihr Kirche und Presse — am wenigsten versieht.

Die zunehmende Verständigung zwischen Kirche und Presse deutet an, daß beide Mächte, deren Weiterexistenz auch heute noch die beste Gewähr für die Fortdauer des Weltkrieges bietet, sich ernstlich bedroht fühlen müssen. Vielleicht kommt es noch zu einem förmlichen Schutz- und Trutzbündnis zwischen ihnen, Kirche und Presse, oder der Hort der falschen Schriftgelehrten und der Hort der echten Pharisäer, gehören wohl auch zusammen in einer Zeit, deren ganze Schwere und Zerrissenheit der Hauptsache nach dem Wirken dieser Mächte zuzuschreiben ist. So finden nun zwei zusammen, die gemeinsame Schuld zusammengeführt hat.

Dennoch gelang es gerade den »Christen«, als den Sprößlingen einer »christlichen« Welt, die eine Schöpfung der Kirche ist, die Gottesvorstellung mit der Vorstellung von Fortschritt so in Verbindung zu bringen, daß sie jeden Fortschritt, selbst den Fortschritt zum Weltkrieg, zum größten Sündenfall der Menschheit, »mit Gott« aufnehmen und betätigen konnten. In wahrlich religiöser Wallung solchem Zeitgeschehen gegenüber sagt Karl Kraus in seinem Gedicht »In perpetuum rei memoriam«:

Die auferstanden von dem Sündenfalle
nach tausend Jahren,
sie sollen es erfahren:
Die Beter waren, waren Töter alle!
Herr ihrer Schaaren!
Sie führten dies und das im Schilde
und schufen dich nach ihrem Ebenbilde
mit Haut und Haaren.

Und nun Welt, fahr wohl! Du stehst mir viel zu fern, als daß ich dir gram sein könnte. Was habe ich noch zu schaffen mit deinem menschenmordenden Christentum, das, wo es ganz Kirchentum geworden ist, das Menschendasein eingehen läßt.

Die ‚Wiener Stimmen‘ fragen:

Er will mit? .

In der Märznummer seiner ›Fackel‹ macht Karl Kraus folgende Ankündigung:

Welt, wie starrst du doch vor Lanzen,
Und willst noch auf Gräbern tanzen,
Nein, da schnür' ich meinen Ranz en,
Denn das halt' ich nicht mehr aus!

Sollte dies bedeuten, das K. Kraus das von ihm so beharrlich geschmähte Wien mit dem nächsten der nunmehr vom Völkerbundrate gestatteten Ostjudenexporte zu verlassen gedenkt? Nein, was über uns Wiener alles hereinbricht!

Die Reichspost, besonders in ihrer Abendausgabe eine der stärksten satirischen Kräfte unter dem Manhartsberg, hat leicht reden. Natürlich möchte ich nicht nur einer Welt den Rücken kehren, die von Lanzen, sondern zumal einer solchen, die von Zeitungen starrt und die sie mir deshalb ›vor‹ Lanzen starren läßt, indem sie eben der Meinung ist, daß man nur von Schmutz zu starren habe. Also nicht bloß einer Welt, deren Schlächter Ehrendoktoren der Philosophie sind, deren Mordwaffen von der Kirche gesegnet wurden und der eigentlich jener Abschiedsruf gegolten hat, sondern vor allem einer Stadt, in welcher es die Reichspost gibt, der solches wohlgefällt. Daß Wien bei seinem Überfluß an geistigen Potenzen und da ihm namentlich die ‚Wiener Stimmen‘ erhalten bleiben, nicht viel verlieren würde, ist mehr als wahrscheinlich. Es hat da für die Satire Cl. F., der mit seiner blitzartigen Beweglichkeit und mit der ihm schon zur zweiten Natur gewordenen Fähigkeit, lachend die Wahrheit zu sagen, geradezu an Masaidek heranreicht, aber vielfach auch an Schnidibumpfl gemahnt. Die knappe Form des Zweizeilers virtuos beherrschend, schießt er seine Pointen ab, jedoch nicht ohne die Vorsichtsmaßregel, dort für alle Fälle einen Gedankenstrich anzubringen, wo er ausholt, um den Vogel auf den Kopf zu treffen. Dieser Gedankenstrich dient dem Zwecke, den Leser der Reichspost auf die Überraschung, die ihm bevorsteht, vorzubereiten, wodurch die ihm zgedachte Feinheit, die ihm sonst entgehen könnte, womöglich noch kostbarer wird. Cl. F. versteht es durch diesen Kunstgriff meisterlich, die Spannung zu erhöhen. Schon das äußere Bild seiner von solchen Pfeilen durchschwirrten Kolonnen läßt ihn als eines



der ursprünglichsten und fruchtbarsten Temperamente erscheinen, das sich verschwendet, ohne sich auszugeben. Nur um eine ungefähre Vorstellung von dieser Eigenart zu vermitteln, ohne natürlich den Anspruch zu erheben, ihren Schwung nachzubilden zu können, würde ich den Typus seines Witzes so darstellen :

Überall sieht man jetzt die Leut' von der gewissen Rasse — Sie fahren aber nicht in der dritten, sondern in der — ersten Klasse.
Oder:

Der Moische hat früher einmal gehabt die Laus —
Jetzt aber hat er schon — ein Haus.

Wie man gleich sehen wird, reichen diese Versuche beiweitem nicht an — das Original heran :

Preist was an man heut' als Friedenswar' :
Gibt's dreifache — Kriegspreise das ist klar!

Im Urtext sind natürlich nicht die Worte »was an man heut'« gesperrt, sondern zur Erleichterung des Verständnisses die Friedenswar' und die Kriegspreise, ein unscheinbarer Trick, um nachzuhelfen und den Leser auf den beabsichtigten Kontrast von vornherein aufmerksam zu machen.

Das Legitimitätsprinzip in der Republik
Ist das — Schiebertum in der Judenclique!

Erstaunlich ist die Sparsamkeit der Mittel, der Verzicht auf Gänsefüßchen und Fragezeichen bei »Legitimitätsprinzip«. Ich habe mir von einem starken Polemiker aus der »Staatswehr' den Satz aufgehoben: Auf allen Pfaden begegnen wir diesem »Segen« (?) der Unordnung in der Republik.

Das ist von großer Eindringlichkeit, aber eben nicht künstlerisch gestaltet. Hier fehlt wieder der wohlthuende Gedankenstrich. Der Satiriker hingegen begnügt sich mit diesem und einem Rufzeichen. Der Gedankenstrich kommt noch der unverkennbaren Distanz zwischen dem Schiebertum und dem Legitimitätsprinzip zustatten, wobei freilich die Gefahr besteht, daß er mehr den Gegensatz zu dem Schiebertum, das sich hinter dem Legitimitätsprinzip in der Monarchie verborgen hat, andeuten wollte (Erzherzogin Maria Theresia mit Zucker, die Parmas mit Kaffee), so daß die Kontrastwirkung ohne ihn eigentlich reiner wäre. In dieser Richtung scheint auch das folgende Aperçu gewagt :

»Der Dumme hat das Glück!« Da wir's brachten so weit,
Ist die — Austria sicher sehr geschelt!

Id



Hier besteht wieder die Gefahr, daß die Verblüffung eben darin liegen könnte, daß die Austria, der man doch zuallerletzt zugetraut hätte, sehr geschickt ist, zumal da ja das Glück, das die Austria sonst hatte, in jenem Spruch überliefert ist, der das Kriegführen den andern überläßt, während Österreich sich mehr durch Habsburgerheiraten vermehren soll. Weil sich eben die Austria einmal überlegt, nämlich alles reiflich wenn auch verkehrt erwogen hat, so ist ihr zwar der Beweis gegen ihr sprichwörtliches Glück, aber keineswegs der gegen ihre sprichwörtliche Dummheit gelungen. Hier hat also der Satiriker übers Ziel geschossen, direkt ins Schwarz-geibe, und eigentlich die Interessen verletzt, die zu hüten er berufen ist. Ein Fall aber, wo er um der krassesten Mißdeutung vorzubeugen, sogar zu Gänsefüßchen greifen muß, ist dieser:

Von jeher waren die Roten
Die besten — Ententepatrioten!
Wem danken sie, was sie sind im Land?
Nur der — »Gottlob« — siegreichen Entente!

Man kann sich denken, was Gottbehüte ohne Anführungszeichen herausgekommen wäre. Schlicht, doch von einleuchtender Klarheit ist die folgende Erkenntnis:

Dem guten Namen zieht die Welt
Heut meistens vor: das — bessere Geld!

Das aber doch hinreichend entwertet ist, um von ihr für solch goldene Worte eingetauscht zu werden. Eben dem Gedanken, daß wir in einer Zeit fortschreitender Teuerung leben, wird ja Cl. F. mit mancher bitteren Wahrheit gerecht. Wie schneidender Hohn klingt der Stoßseufzer seiner Frage, auf die es nach irdischem Ermessen schier keine Antwort gibt:

Wie lang noch muß man sich gedulden,
Bis es wieder — Knödel gibt für einen Gulden?

Cl. F., der nicht wie gewisse andere Satiriker immer nur zerstören, sondern auch aufbauen möchte, ist zwar Pessimist, aber er wünscht das Gute. Ohne jede Beziehung auf die vielfachen Übel der Zeit scheint der Stachelvers zu sein:

Bleib ein Sokrates von seiner Xanthippe verschont,
Hät' sich nicht so — erweitert sein Horizont!

Jedenfalls ein Beispiel dafür, wie der Gedankenstrich förmlich auf den Nacken weist, wo der Schalk sitzt. — So ist Cl. F., der im

Anhang des Schönflugschen Weltbildes wohl die Beruhigung zuläßt, daß einer Bevölkerung, der soetwas dreimal in der Woche zuteil wird, bei meinem Abschied nicht bange sein muß. Und dazu erfüllt sich ihr das literaturgeschichtliche Wort, das den Stolz bekundet, zwei solche Kerle zu haben: denn es gibt auch Oha, der Schulter an Schulter mit jenem die Sitten der Republik geißelt, vielleicht nicht ganz mit der philosophischen Überlegenheit, aber dafür mit einer ätzenden Schärfe, die den Nagel abschießt. Oha handhabt nicht wie Cl. F. den Vers, sondern die — Prosa; sonst hätten sie sich schon zu — Xenien vereinigt. Oha hat immer etwas zu sagen. Er weiß den Dingen eine Seite abzugewinnen, oft den kleinen Dingen eine große Seite. Er ist Skeptiker. In seinem Witz erscheinen Tiefsinn und Grazie zu einer spielerischen Form gepaart, die vielfach an Spadifankerl gemahnt. Sein Frohsinn knüpft wieder an jene große Tradition an, nach der auf Seefahrten des Männergesangvereins bei der »Anrufung des heiligen Ulrich« sich zugleich der gemütvolle Spott und die tiefe Gläubigkeit des bajuvarischen Volksstammes zu betätigen pflegte. Es ist der spezifische Humor der Wiener Stimmen, der etwa mit einer »Peperl Marandanna« korrespondiert und gerade dort, wo man sich's am wenigsten versieht, »Ramatama« sagt. Daß daneben auch die ganz andersgearteten Laute unserer — Kohnnationalen zu verdienter »Geltung« (?) kommen, versteht sich von selbst. Eines der populärsten Motive, Ohas sind die Zwiegespräche zwischen dem »Datteleben« und dem »Moritzche«, die einfach zum Kugeln sind. Annähernd, aber ohne die Prägnanz des Originals erreichen zu können, möchte ich ein Beispiel seiner Art in folgendem Bonmot geben:

»Datteleben, was is das e Schieber?« »Einer von unsere Leut, Moritzche!«

Wenn Oha in Paris lebte, wäre ihm ein Klosett in der Akademie sicher. Es ist also durchaus begreiflich, daß die Reichspost, gestützt auf solche Kräfte, bei deren Darbietungen ich leibhaftige Wiener habe schmunzeln sehen und die selbst dem Präsidenten der Nationalversammlung die Sitzungen — in der Nationalversammlung — verkürzen sollen, den Verlust der Fackel leicht hinnehmen würde, ja daß ihr die Vorstellung, Wien, das von mir so beharrlich geschmähte, könnte meinen Abgang

beklagen, einen Lacher kostet. Wer würde auch bezweifeln, daß der Anschluß des »liebeglühendsten Menschenfreundes, an dem viele nur seinen Haß gegen alle Feinde der Menschenwürde gewahrt werden«, an einen Transport von Ostjuden schon aus dem Grunde kein Verlust für die Reichspost wäre, weil ich eben, seitdem jene Meinung von ihr vertreten wurde und bis zu dem Tage, wo sie mich einen »narrischen Hiasl« nannte, die Bemühungen der Reichspost zum Schutze der Menschenwürde gegen die Kriegsmacht unausgesetzt verkannt habe. Nach meinem ersten Auftreten gegen diese — im November 1914 — konnte die Reichspost es noch für ihre Pflicht halten, von dem »begeisterten Beifall« Notiz zu nehmen, der »deshalb ins Gewand fällt, weil sich hier offenkundig, bisher fremde Kreise zu Kraus bekannten«, während sie heute mehr der Ansicht zuneigt, daß dieser mit ihr, der Reichspost, »anbandeln möchte, vermutlich um durch ihre gefällige Mitwirkung seinen Namen in Kreise tragen zu können, die außerhalb seiner Reichweite ('Reichweite' ist möglicherweise ein Druckfehler, ergänzt sie schalkhaft) liegen«. Damals erkannte sie ganz richtig, daß in meiner Rede gegen den Krieg »all die niedrige Schmierigkeit dieser großen Zeit endlich zur herbeigesehnten Aussprache kommt«, meinte, ohne an einen Ostjudentransport, auch nur zu denken, daß es mir gelungen sei, auf einem Liliencronschen Gedicht 'Abschied' »den Inbegriff deutscher Wehmut und Lieblichkeit zu warmem, quellendem Leben«, Bibelworte zu »gewaltiger Wirkung« zu bringen, und sah »den großen Gewinn des Abends nicht bloß in dem erfreulichen Reinertrag für die Invaliden, sondern vor allem darin, daß sich im Sturm der Tage derjenige Gehör zu verschaffen wußte, der an dem Kommen einer neuen, würdigeren Zeit nicht eben das kleinste Verdienst trägt und der schmerzliche Sehnsucht litt nach ihrem Kommen«. Daß nunmehr Wien so wenig an mir verlieren würde, erklärt sich daraus, daß ich Wiens besten Besitz, seine christliche Presse, von dem Tage an als einen ebensolchen Pofel wie seine jüdische Presse und mit der gleichen Entschiedenheit deklariert habe, als dem von keinem Kompliment sich ablenkbaren Blick ihr tägliches Scherflein zur niedrigen Schmierigkeit dieser großen Zeit darbot.

Die Vorkriegshymnen der Reichspost, über die sie nun mittels des Zugeständnisses, ich hätte »nebbich auch etliche ganz nette und ersprißliche Sachen geschrieben«, hinüber zu kommen versucht, sind bei weitem eher durch den Umstand erklärt, daß ich bis zum Krieg das journalistische Christentum zwar stets für eine anwidernde Erscheinung, aber infolge selbstmörderischer Talentlosigkeit für keine ernstzunehmende Konkurrenz der jüdischen Presse gehalten habe, weil eben Kreuzelschreiber, wenn sie es noch so schlecht meinen, nicht so gefährlich sind wie Journalisten, die es ausdrücken können. Ich glaube nicht, daß ich mein Urteil über jene so wesentlich geändert habe wie sie über mich, ich würde aber den Humor den besten jüdischen Vorbildern abgelauchten Wandlungsfähigkeit erst dann voll auszuschöpfen bemüßigt sein, wenn Kasmader, dessen Können noch immer nicht seiner Perfidie gewachsen ist und dessen satirische Ambition mich jedesmal an eine Annonce »Steirer macht letzten Versuch« erinnert, fortfahren sollte, in meine Reichweite zu streben. Wenn etwa ein Analphabetentum, das den Druckfehlerteufel nicht an die Wand malen sollte, da es ihm, unersättlich nach Ohas, wirklich passiert ist, einen Einsender zu »treffenden,« aktuellen, kurzen Zeitgedichten, Sinn-sprüchen, Satiren zu ermuntern, sich noch einmal erfrecken würde, deshalb weil ich in der Friedenswelt gegen die ästhetische Pein des geistigen Greislertums bei aller Mißachtung nicht so heftig reagieren konnte wie gegen das Kulturgift der großen Preßgeschäfte, von »Anbiederungen des Zornes wie der Liebe« zu reden. Gewiß, wenn man das, was in den Fackeljahrgängen gegen die jüdische Presse gesagt ist, mit den Läppereien des Antisemitismus vergleicht, so könnte dieser in einer Anwendung von Größenwahn mich als Bundesgenossen reklamieren. Aber das in eben jenen Jahrgängen gegen die Preßchristen Gesagte konnte, losgelöst von dem wichtigeren Kampfe, bei weitem hinlangen, um selbst den dümmsten Kerl von Wien, eben jenen, der in der christlichsozialen Presse seinen Ausdruck findet, richtig zu orientieren. Daß die Enthusiasmen der Reichspost für meine Vorträge von mir als persönlicher Schimpf empfunden wurden und als dieselbe Behelligung wie andere Schmierereien in Lob und Tadel, die ich zur Darstellung der

publizistischen Reichweite der Fackel zitiert habe, läßt sich beweisen. Keiner anderen Aubiederung bin ich mir weiß Gott bewußt als der christlichen Ergebung in diese Pein, von der ich sogar gestehe, daß sie einem politisch zugerichteten Urteil erlaubt hat, das polemische Bild der Fackel noch mehr zu verzerren, als es schon von Dummheitswegen geschah — nur nicht der christlichsozialen Journalistik, die bei aller Wehrlosigkeit vor der Lüge nicht behaupten dürfte, daß es in fünfzehn Jahren zwischen mir und ihr irgendetwas von einer Verbindung oder Verständigung gegeben hat. Nein, dieses Verhältnis war so wenig vorhanden, daß der Wunsch, nicht unter den Linden begrüßt zu werden, schon wegen der Undenkbarkeit einer persönlichen Bekanntschaft unterdrückt werden mußte. Wie? Weil es mir gewährt war, die Schöpfung eines weder jüdischen noch christlichsozialen Gottes so zu betrachten, daß mir ihr Geistiges über den trügerischen Werten der Intelligenz stand, hätte ich die Partei der Unintelligenz genommen? Was mit unbeschreiblicher, aber doch schreibbarer Flachheit und Roheit, oft aus dem Neid um das Weltgeschäft, nie aus dem innern Drang nach Wahrheit den Mächten widerstrebte, wider sie strebte, die mir das Wesentliche zu bedrohen schienen — das hätte mir höhere Achtung eingeblöbt als die vor dem Hausknecht, der mit dem Einbrecher fertig werden soll? Bin ich ihm, wo es ihm sichtbar mißlang, meinen Tadel schuldig geblieben und, wo er verdächtig war, selbst einbrechen zu wollen, meine Verachtung? Und als er Verwirrung stiftete, um es endlich zu vollbringen, in Kompagnie mit jenem, meinen Zorn? Wo gäb's da Schein und Schatten einer Sympathie? Und weil ich ein schmerzliches Ohr für den widerlichsten Weltton habe, sollte es dem gräßlichsten Geräusch einer Stadt verschlossen sein? Und nicht daß Wiener Stimmen lauter wurden, der Grund meines Mißbehagens, sondern eine Entschliebung, eine politische Wendung, ein Gesinnungswechsel, ein Gelüste in die Machtregion, dessen die Tölpel mich für fähig halten? Nein, bloß die hoffnungslose Stupidität, die sich selbst nicht verantwortlich weiß für das was sie druckt und die nie lernen wird, den rechten Gebrauch von ihrer Tücke zu machen, weil sie über das Talent des jüdischen Journalismus

nun einmal nicht verfügt, kann sich bei dem Versuch unerlappt wähen, die mit Fußstritten¹¹ gelohnte Begeisterung für mich als meine Anbiederung hinzustellen und, weil ich undankbar bin, nicht zu folgern, ich hätte die Wohltat als Plage empfunden, sondern erstrebt. Ich hoffe, daß Sprudelgeister, gegen die ja schließlich doch der Autor eines²² Postbüchels ein Cervantes ist, nunmehr auch Steirers letzten¹¹²¹²¹²¹ Versuch aufgeben werden; daß es nicht nötig sein wird, in diese Verhältnisse tiefer einzudringen und auf das Zeugnis von Männern zu greifen, die wie Lammasch gewiß der christlichsozialen Presse näherstanden als ich und doch gleich mir den Zeitpunkt wahrgenommen haben sie zu verabscheuen, als sie sich, bis dahin bloß ein Papierverlust, als Pest der Welt zu empfehlen begann — unzweifelhafte Christen, die diese Mischung von Weihrauch und Giftgas, diese Frömmigkeit im Zeichen des Gelbkreuzes noch gefährlicher fanden als das signifizierte Gift des Kommerzgeistes und keine Bedenken trugen, sich die von einem Völkergerichtshof zu verhängende Strafe für die Rädelsführer — Schulter an Schulter mit den jüdischen Zeitungsmachern — vorzustellen. Was meinen Abschied von Wien anlangt, so mag er der Reichspost gewiß leichter fallen als der von ihrem Karl. Ich entferne mich, nachdem ich mich überzeugt habe, daß ihr Dasein der Nation eine schwere und unerträgliche Prüfung auferlegen würde, und dies auf die Dauer mitanzusehn vor meinem Gewissen nicht verantworten könnte, da jeder Augenblick der Anwesenheit im heißgeliebten Vaterland unerträgliche Leiden bedeutet und ich die Stimme des Blutes nicht mehr hören kann. Ich werde zurückkehren, wenn ich überzeugt bin, daß in dem schwergeprüften Land bereits Ordnung gemacht ist. Und während andere Auswanderer bloß versprechen, fern von der Heimat ihr, wenn nötig, ihr Blut zu widmen, bin ich ihr, solange ich da bin, und weil es nötig ist, noch ganz andere Leistungen schuldig. Über den geistigen Besitz, den sie verliert, wenn ich sie verlasse, und den sie behält, weil ihr die Reichspost bleibt, werde ich mich mit dieser nicht auseinandersetzen. Nurein Punkt wäre noch zu bereinigen. Bereits zu Kriegsbeginn hat sie Gelegenheit gehabt, von dem erfreulichen Reinertrag einer Vorlesung für die Invaliden zu sprechen und es einen

»glücklichen Gedanken des Komitees« genannt, »sich an Karl Kraus mit der Bitte um Förderung zu wenden«. Seither sind viele Jahre des von der Reichspost begrüßten Krieges und dann statt des von der Reichspost versprochenen Aufschwungs der Seele Jahre der von der Reichspost verschuldeten Not ins Land gezogen, und ich habe noch unzählige Vorlesungen für Invalide und für hungernde Kinder gehalten, und zu den Unsummen, die dem »großen Zweck« vom Vorleser zugewendet wurden, kommen jene Spenden, die allen möglichen Hilfswerken und besonders dem der Gesellschaft der Freunde »schon von aller Welt in seinem Namen zugeflossen sind, so daß wir (schreibt diese dem Verlag der Fackel) »gerne ihm sagen möchten, wie sehr wir uns glücklich fühlen, daß sein Wort so viel Elend zu lindern vermochte«. Das ist freilich nur die Meinung von Ausländern, die nicht merken, wie sehr ich auch damit Wien vor dem Inland herabsetze, indem ich es vor dem Ausland als hilfsbedürftig erscheinen lasse, und die armen Kinder, denen es zugute kommt, ahnen den Zusammenhang nicht. Da tut Ersatz Not. Ich hatte meinen Anschluß an einen Ostjudentransport in meinem Gedicht angekündigt, im Vertrauen auf das Gerücht, daß die Redaktion der Reichspost entschlossen sei, die hiedurch entfallenden Beträge — wenn nötig — zur Gänze zu ersetzen, wiewohl seinerzeit die Million von der ungarischen Regierung nicht in ihre Hände gelangt ist, aber offenbar weil sie es für ihre Pflicht hält, ein Scherflein beizutragen zur Linderung des Elends nach einem Krieg, den sie gesegnet hat, während ich ihn doch nur verflucht habe. Sollte das Gerücht die Wahrheit sagen — wodurch es sich von den Meldungen der Reichspost immerhin unterscheiden würde —, so warte ich auf die ausdrückliche Zusicherung der Reichspost, daß sie es tun und die Hunderttausende, die ich, solange es nötig ist, von dem Ertrag meiner Vorlesungen hungernden Wiener Kindern zuwenden wollte, aus ihrer Tasche oder, wenn nötig, aus dem Ertrag von Oha-Vorlesungen zahlen wird. Dann, aber nur dann werde ich beruhigt meinen Ranzen schnüren und das von mir so beharrlich geschmähte Wien auch der geistigen Unterstützung durch die Reichspost überlassen!

